

Mathias Gatza, *Der Augentäuscher. Roman*. 2012 (Erik Schilling, München). 384 S., € 19,99.

Schon der Umschlag von Mathias Gatzas Roman *Der Augentäuscher* kündigt dem Leser ein Feuerwerk an Eindrücken an: Um „eine spannende Abenteuerreise“ in den Barock handele es sich, um ein Buch, das als „Thriller und Wissenschaftssatire [...] unsere Seh- und Gefühlsgewohnheiten“ entlarve. In der Tat ist der Roman auch auf den zweiten Blick vielversprechend: In der Tradition literarischer Vorgänger von Umberto Eco bis Helmut Krausser verwebt Gatza mehrere Zeit- und Erzählebenen zu einem komplexen narrativen Programm, das schlussendlich auf die Pointe abzielt, die Erfindung der Photographie um gut 150 Jahre nach vorne zu verlegen und sie einem fiktiven Dresdener Maler namens Silvius Schwarz zuzuschreiben. Das Leben dieses unsteten Künstlers wird – in bekannter Manier des historischen Romans – von einem Herausgeber rekonstruiert, der in der Gegenwart von Autor und Leser situiert ist. Schon in Bezug auf den Herausgeber nimmt Gatza einen Kunstgriff vor: Während dieser als Figur in historischen Romanen typischerweise schwach konturiert und eher durch seine Funktion gedeckt denn als eigenständiger Charakter des Romans konzipiert ist, nimmt die Vita des Herausgebers im *Augentäuscher* nicht nur den größten Teil des dem Roman vorgeschalteten Personenverzeichnisses ein, sie schiebt sich auch im Verlauf der Handlung immer wieder in den Vordergrund. Freilich geschieht dies nicht ohne Grund, sondern ist mit der durchaus raffinierten Volte zu erklären, mit der Gatza die Tradition des historischen Romans fortschreibt: mit der Hinwendung zur Wissenschaftssatire.

Während die Herausgeberfigur ‚klassisch‘ der Distanzierung vom Gesagten, seit der Postmoderne hingegen oft der selbstreflexiven Thematisierung des Problems von der Narrativität der Historiographie dient, so eignet sich der wissenschaftlich gescheiterte Herausgeber bei Gatza hervorragend, um den literarischen Finger in die Wunden des Wissenschaftssystems zu legen. Vier Dissertationsprojekte hat dieser Herausgeber begonnen, ehe sie von den jeweiligen Betreuern abgelehnt wurden, seinen Lebensunterhalt ‚verdient‘ er als parasitärer Bettgenosse wohlmeinender weiblicher Wesen, die ihm in schöner Regelmäßigkeit abhandenkommen. Am beständigsten ist die (allerdings primär imaginierte) Verbindung zur Professorin Sandra Kopp, die – ebenso wie der Herausgeber – zu Silvius Schwarz forscht. Diese ‚Paarbeziehung‘, die niemals eine richtige Beziehung wird, weil nur ein einziges Gespräch zwischen Herausgeber und Professorin stattfindet, wird auf einer der beiden historischen Ebenen gespiegelt durch einen Briefroman des späten 17. Jahrhunderts, der – so Gatzas Fiktion – die Geschehnisse zwischen Silvius und dessen Geliebter Sophie fiktionalisiert. Auf dieser Ebene wird die Wissenschaftssatire – leider wohl un-

freiwillig – fortgeführt: durch die subtilen ‚Fehler‘, von denen der antikisierende Sprachgebrauch der Protagonisten durchzogen ist und die etwa in der Verwendung pseudo-lateinischer Floskeln zum Tragen kommen. So werden die lateinischen Einsprengsel wie selbstverständlich auch im deutschen Kontext dekliniert, dies aber (fast) konsequent falsch: man brauche die „*characteristica universales*“ (S. 193); man treffe bestimmte Dinge so nur „in Africae“ (S. 178) an; man besitze „ein *spiritum vitalis*“ (S. 358). Konterkariert wird diese bemüht ‚hohe‘ Sprache durch die historisch völlig inadäquaten Wendungen, derer sich Sophie in besagtem Briefwechsel bedient und die eher dem Protokoll einer Paartherapie-Sitzung entnommen scheinen als dem späten 17. Jahrhundert, so dass sie den Roman in ihrer radikalen Negation von (etwa psychologischer) Alterität in die Nähe des populären historischen Romans im Stile von Tanja Kinkel oder ‚Iny Lorentz‘ rücken. Dass es sich bei der Annäherung an populäre Muster der Gattung – aller Wahrscheinlichkeit nach – um ein Spiel handelt, zeigt jedoch die Tatsache, dass sie weitgehend auf eine Ebene des Romans (den Briefwechsel) beschränkt ist.

Somit trägt neben den erwähnten gattungsspezifischen und stilistischen Mitteln auch die anachronistische Individualität der Figuren dazu bei, dass der historischen Illusionsbildung von Anfang an ein Riegel vorgeschoben ist. Eine ‚wirkliche‘ historische Ebene wird nur über sechs ‚Druckbögen‘ erreicht, in denen der Setzer Leopold Silvius’ Biographie unmittelbar zu dessen Lebensende berichtet. Nur hier ist dem Leser vorübergehend vergönnt, was der Umschlagtext angekündigt hatte: ein fiktionales Abtauchen in die Welt des Barock. Faszinierend ist dennoch, mit welcher Leichtigkeit sich Gatza in der literarischen Landschaft der vergangenen Jahrzehnte bewegt. Der ‚Showdown‘ des Romans (ein intellektuelles Duell zwischen dem ‚Aufklärer‘ Muhammad und dem Abt Ulrich von Bergwitz) erinnert an den Disput zwischen dem Nominalisten William und dem religiösen Fanatiker Jorge in Umberto Ecos *Der Name der Rose*. Wie Grenouille und Castiglio, die Protagonisten von Patrick Süskinds *Das Parfum* und Helmut Kraussers *Melodien*, ist der Abt auf der Suche nach dem idealen Kunstwerk: nicht nach dem besten Duft, nicht nach der schönsten Melodie, sondern nach dem wohlklingendsten Instrument, das – wie Duft bei Süskind und Melodie bei Krausser – nur über den gewaltsamen Tod zahlreicher Menschen zu erreichen ist.

So spannend sich dieser Lauf durch die jüngere Tradition des historischen Romans insbesondere dank seiner Ergänzung um die Elemente der Wissenschaftssatire gestaltet – spannend ist er primär auf einer literaturwissenschaftlichen Ebene. Einen Roman, der schon durch seine Handlung und seine Charaktere Spannung erzeugt, hat Gatza nicht geschrieben. Zu flach bleiben die Figuren, zu distanziert wird von den historischen Geschehnissen berichtet, zu wenig glaubwürdig

ist die detektivische Suche nach den fehlenden Druckbögen, auf denen die Geschichte von Silvius erzählt wird. Zwar wäre dieser Verzicht auf Spannung und historische Illusionsbildung mit dem Verweis auf das Ziel der Wissenschaftssatire hinlänglich begründet; dazu aber sind deren Elemente wiederum zu wenig ausgebaut. Mathias Gatzkas hochinteressantes Konzept, eine Vielzahl von Gattungen unter dem Signum des historischen Romans zu vereinigen, bleibt daher fragmentarisch und kann am Ende nicht überzeugen.

Universität München
Institut für Deutsche Philologie

Erik Schilling

Schellingstraße 3
D-80799 München

erik.schilling@germanistik.uni-muenchen.de